



ALS

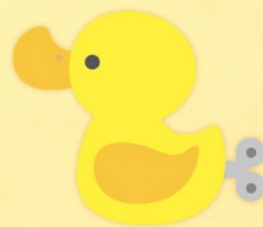
**ERMA
BOMBECK**



MEINE



FEHLER



LAUFEN

LERNTEN



**EDEL
ELEMENTS**

fünfunddreißig Kirschen und zwei Pfirsiche, rückerstattet zweiunddreißig Kirschsteine und zwei Pfirsichkerne. Eine Schachtel Backpulver wurde herausgeholt und wieder hineingetan mit einem Zettel: »Zuviel Arbeit!«

Die vermutlich rührendste Eintragung unter »Entnommen« waren Eiswürfel mit der Notiz: »Hätte sie gern ersetzt, weiß aber nicht, wie man sie macht.«

Er gab sich solche Mühe! Wie oft versammelte er die Kinder an der Tür und sprach: »Heute wollen wir einmal den Thermostaten durchnehmen. Wenn es in eurem Zimmer kalt ist, was tut ihr dann?«

Einer der Jungen trat vor und stellte den Thermostaten auf 25 Grad.

»Du bist auf dem richtigen Wege, aber du brauchst noch Feinschliff«, sagte sein Vater. »Wenn es nun in deinem Zimmer zu heiß wird – was unausbleiblich ist –, was machst du dann?«

»Ein Fenster auf«, gähnte unsere Tochter.

Sie hörten sich aufmerksam seine Rede »Papi ist kein reicher Mann« an und folgten ihm pflichtschuldigst zum Zähler, wo er ihnen die rotierende Scheibe zeigte. Er erklärte ihnen, wieviel er für jede kleine Umdrehung zu zahlen hatte. Als ich von weitem beobachtete, wie seine Lippen das Wort »bankrott« bildeten, tat er mir direkt leid.

Schließlich sagte einmal einer von den Kindern: »Moment! Willst du damit sagen, je kälter es draußen wird, desto mehr verbraucht die Heizung, damit es drin warm bleibt? Und jedesmal, wenn es bei ihr ›Klick‹ macht, kostet es Geld?«

Mein Mann nickte freudig.

»Das hättest du dir aber überlegen müssen, ehe du dir drei Kinder anschaffst«, sagte er.

Hie und da wird unser Heim mit einem Atomkraftwerk verwechselt, mit einem Film-Uraufführungstheater, einem nächtlichen Baseballstadion oder dem Ausgangspunkt für einen Faschingszug.

Trotz all der Vorträge meines Mannes darüber, wie ein Lichtschalter funktioniert, sind wir noch immer der einzige Leuchtturm, dessen Strahlen den in der Wüste von Arizona irrenden Seeleuten heimleuchtet.

Ich erinnere mich, daß wir einmal nachts heimkamen und 32 brennende Lampen vorfanden. Mein Mann warf die ganze Familie aus den Betten und beorderte sie ins Eßzimmer. Dort blätterte er in einem Stoß Papiere voller Zahlen.

»Habt ihr gewußt«, fragte er, »daß jeder von euch, der heiß badet, mich im Jahr 135 Dollar kostet, und die Waschmaschine 350?«

»Willst du damit sagen, wir sollten alle gleichzeitig im Spülgang der Waschmaschine baden?« gähnte eines der Kinder.

»Ich will damit sagen, daß wir uns mal alle etwas genauer ansehen wollen, was um uns her geschieht. Ein Duschbad ist wesentlich billiger. Es verbraucht weniger Wasser.«

Sie dankten ihm für seine Mitteilungen und standen auf.

»Sitzengeblieben!« befahl er. »Ein Wasserbett kostet an Strom 4 Dollar 35 Cent pro Jahr, bis es warm ist, eine Heizdecke aber nur 2 Dollar 20.«

»Na, großartig«, sagte unser Sohn. »Warum stellen wir uns nicht alle in den Haartrockner, um warm zu bleiben. Der kostet im Jahr nur 1 Dollar 75.«

»Für einen Zehner mehr«, sagte ein anderer Sohn, »könnten wir uns den Dreck gleich

mit dem Staubsauger absaugen.«

Geschlagen zog mein Mann ab.

»Euer Vater hat nicht unrecht«, mahnte ich die Kinder. »Schließlich zahlt er die Rechnungen und hat keinen anderen Dank dafür als Verschwendung. Von nun an wollen wir doch immer erst nachdenken, wieviel Strom etwas kostet, ehe wir es einschalten.«

Als mein Mann zum Frühstück kam, fragte er: »Wo ist der Kaffee?«

»Ich hab ihn auf dem Popcorn-Popper gekocht«, sagte unsere Tochter. »Der verbraucht nur für 40 Cents Strom, die elektrische Kaffeemaschine aber für 5 Dollar 40.«

Der eine Sohn rasierte sich nicht mehr, weil das pro Jahr 40 Cents kostete. Der andere kam zu spät zur Arbeit, weil er den Stecker seines Elektroweckers (1 Dollar 20) rausgezogen hatte, und aus dem Kühlschrank drang ein sonderbarer Geruch, weil ihn eingeschaltet zu lassen 109 Dollar 45 kostete.

Ich bot meinem Mann eine Scheibe in der Sonne getoastetes Brot an, aber er ging an mir vorbei zur Tür.

Es war also vorauszusehen gewesen, daß er schließlich mit sich selber redete.

Eine Familie, die gemeinsam ißt, bekommt Verdauungsstörungen

Freitag, 19 Uhr

Es war mal wieder alles wie gehabt.

Das eine Kind warf die Teller auf den Tisch wie eine griechische Tänzerin, ein zweites stand vor dem Kühlschrank – vor ihm teilten sich die Türflügel wie das Rote Meer – und jammerte: »Es ist nichts zu essen da.«

Sein Bruder pflichtete ihm bei und sagte: »Was Hunger ist, weiß man erst, wenn man als letztes Kind dieses Haus verläßt. Habt ihr eine Ahnung, was ich gekriegt hab, nachdem ihr alle weg wart? Jeder Behälter im ganzen Haus war voller Weizenkleie, es gab künstliche Eier, Joghurt-Kulturen, die sich im Kühlschrank teilten und vermehrten wie in einem schlechten japanischen Film, und die Milch war der reinste Bürgerkrieg: blau oder grau!«

»Du Ärmster«, sagte seine Schwester. »Du brauchst nur noch wieder mal zu erzählen, wie du als Sechzehnjähriger mit dem Wagen der Eltern zur Schule gefahren bist, nur damit die Batterie sich wieder auflädt.«

»Die Eltern sind total gesundheitsbewußt«, jammerte er weiter.

»Sie kaufen sogar zuckerfreie Abführmittel! Wahnsinn! Was haben sie denn gedacht, was ich damit mache? Sie übers Vanilleeis kippen und mich vollfressen?«

»Nun mach mal halblang, ja?«

»Aber wenn ihr heimkommt, wird gleich immer gebacken und gebraten auf Teufel komm raus.«

»Total frustriert, der, wie?« fragte sein Bruder.

»Und du hast nie so alte Lexika benutzen müssen wie ich, in denen unter ›Präsident‹ noch Harry S. Truman steht!« beklagte er sich weiter.

»Und wir«, sagte sein Bruder, »haben an unserem zwölften Geburtstag keine Uhr gekriegt.«

»Komm doch nicht wieder damit!«

»Mensch, hör auf zu meckern!«

»Jetzt mal Ruhe, hilf mir beim Tischdecken.«

»Das ist Frauensache.«

»Ich sag's Mom!«

Sie hatten tiefere Stimmen bekommen. Sie waren in die Breite gegangen. Doch der Dialog kam aus dem Mund der gleichen Menschen, die vor fünfzehn Jahren am gleichen Eßtisch gesessen hatten.

Die ganze Schau war für die Eltern bestimmt. Dieses Stück hatte neben *Chorus Line* und *Cats* den größten Serienerfolg in der Geschichte des modernen Theaters. Alles fiel mir wieder ein.

»Mom, mach, daß sie damit aufhört«, sagte eine gereizte Stimme. Die Stille war

ohrenzerfetzend. »Womit soll sie denn aufhören?«

»Mit dem Summen.«

»Ich höre nichts.«

»Du hörst es ja nie. Sie summt so, daß es keiner hört außer mir.«

Ich beugte mich so nah zu meiner Tochter, daß meine Haare ihre Lippen berührten und horchte. Nichts.

»Schau doch mal auf ihren Hals«, wies mich ihr Bruder an.

Ich befühlte ihren Hals um zu kontrollieren, ob die Adern noch warm waren. Dann befahl ich ihr aufzuhören.

»Hat sie aufgehört?« fragte ich meinen Sohn.

Er lächelte triumphierend.

Geschwisterneid ist von dem Psychoanalytiker Alfred Adler zu Beginn der zwanziger Jahre erfunden worden. Bis dahin gebrauchten Eltern Wendungen wie: »Sie werden sich noch gegenseitig umbringen!« und »Larry, um Gottes willen kehre ihnen nie den Rücken zu.«

Adler sagt, es sei eine »Phase«, die alle Kinder durchlaufen, wenn sie um die Aufmerksamkeit der Eltern wetteifern. Nun, unsere ungeteilte Aufmerksamkeit hatten sie, sie merkten es nur nicht.

Geschwisterneid begann in unserer Familie an dem Tag, an dem ich unseren zweiten Sohn aus der Klinik heimbrachte. Sein Bruder musterte ihn und sagte: »Na ja, vielleicht schaffen wir uns später doch einen Hund an.«

Anfangs war die Rivalität noch kaum merklich, wenn er beispielsweise dem Baby auf die Luftröhre trat, oder es unter den Laufrollen seines Ställchens einklemmte. In Geschäften schob er es mitsamt Einkaufswagen vor eine kahle Wand und ließ es dort stehen.

»Was hast du nur dauernd gegen deinen Bruder?« fragte ich ihn manchmal.

»Der ist blöd. Der tut überhaupt nichts. Immer sabbert er nur und frißt die Etiketten von den Dosen.«

Besser wurde es nie. Als der Kleine nicht mehr sabberte, fing er an zu spucken. Als wir seinen Mund unter Kontrolle gebracht hatten, fing seine Nase an zu laufen. Als er dann selber laufen konnte, fiel er hin. Wenn er sich setzte, machte er irgend etwas naß. Selbst wie er schnaufte, ärgerte den Bruder.

Kinder, die auf die Welt kommen, sind mit einem Computer ausgestattet, in dem jedes Geschenk, jede Freundlichkeit zusammen mit dem Alter, in dem sie empfangen wurden, gespeichert ist. Wehe den Eltern, die dem einen Kind ein Jahr früher ein Rad schenken als dessen Geschwistern, oder ihm einen Zirkusbesuch gestatten, der nicht auf die Stunde genau dem entspricht, den sie seinen Geschwistern erlaubten.

Auch die Eltern sind nicht vollkommen schuldlos.

Mit fällt keine Mutter auf der Welt ein, die nicht die erste Elternsünde begangen hätte; ihre Kinder miteinander zu vergleichen.

Von dem Tage an, an dem die Gören geboren sind, vergleichen wir sie: mit uns, mit ihren Geschwistern, ihren Altersgenossen und jedem anderen Kind, mit dem sie in Berührung kommen.

Sie sind kleiner als ihr Bruder im gleichen Alter. Sie sind in Mathematik schlechter als ihre Schwester, und fauler als der Junge vom Nachbarn, fangen keinen Baseball wie ihr Vater und ihr Haar hat keine Naturkrause wie das ihrer Mutter.

Eines Tages fragte mein jüngerer Sohn: »Warum vergleichst du mich immer mit meinem Bruder?«

»Weil du ein schlechterer Schütze bist.«

»Wenn ich bloß ein Einzelkind wäre!«

»Würde nichts ausmachen«, sagte ich. »Als ich deinen Bruder erwartete, verglich ich ihn mit dem Baby, das meine beste Freundin erwartete. Ihres strampelte viel häufiger.«

Gegen Ende der Mahlzeit trat eines der Kinder unter dem Tisch ein anderes vors Schienbein. Als ich fragte warum, sagte er: »Der da weiß schon!« Als ich »den da« fragte, sagte er: »Er lügt.« Als ich ihn bat, damit aufzuhören, sagte er: »Immer läßt du ihn mich anschreien: Iiiii! und sagst nie ein Wort.«

So ging es hin und her, bis das Essen vorbei war.

Als ich einen von beiden auf sein Zimmer schickte, sagte er: »Klar, der da ist ja dein Liebling.«

Er hatte recht. Jede Mutter hat einen Liebling. Auch ich hatte einen. Es war immer das Kind, dem zu schlecht war, um auf seiner Geburtstagsparty Eis zu essen, das zu Weihnachten Masern bekam und im Bett Fußstützen tragen mußte, weil es einwärts ging.

Es war das Kind, das mitten in der Nacht Fieber bekam, an Asthmaanfällen litt und das ich in der Notaufnahme des Krankenhauses in den Armen hielt.

»Mein Lieblingskind« war das, das ich strafte, wenn es log, ausschimpfte, wenn es den Gefühlen anderer gegenüber rücksichtslos war und das ich wissen ließ, es sei eine gräßliche Plage für die ganze Familie.

Das Lieblingskind sagte Dummes, für das es keine Entschuldigung gab. Es war egoistisch, unreif, übellaunig und ichbezogen. Es war empfindlich, einsam, ganz unsicher, was es auf der Welt wollte – und wunderbar.

Das Kind, das ich am meisten liebte, war dasjenige, bei dem ich zusah, wie es kämpfte, es diesem Kampf allein überließ und gar nichts tat.

Jede Mutter weiß: Das Lieblingskind ist immer das, das am wenigsten Liebe verdient – sie aber am nötigsten hat.

Wenn Eltern so dasitzen und sich den Wortwechsel zwischen Geschwistern am Eßtisch anhören, müssen sie die Brillanz der Aufführung bewundern, sie können nicht anders. Aber die Kinder haben ja auch lange geübt.

Zwar hat kein Mensch um eine Zugabe gebeten, doch man bekommt sie trotzdem, denn jetzt kommt die Nummer: »Also beim Geschirrwaschen bin *ich* heute nicht dran.« Ihre Unverschämtheit überrascht mich jedes Mal.

Bei einer Umfrage unter Jugendlichen, warum sich ihrer Meinung nach ihre Eltern Kinder angeschafft haben, würden 12 % angeben, sie hätten sich vermutlich vorm Fernseher gelangweilt, 26%, es sei vermutlich ein außer Kontrolle geratenes züchterisches Projekt und 62 % würden jeden Eid schwören, Erwachsene hätten nur deshalb Kinder, damit sie nicht selber Geschirr spülen müssen.